

Johannes Bruder; Nelly Y. Pinkrah; Sarah Sharma

McLuhan unter Palmen. Über Orte des Denkens, Sprechens und Handelns

2022

<https://doi.org/10.25969/mediarep/18116>

Veröffentlichungsversion / published version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bruder, Johannes; Pinkrah, Nelly Y.; Sharma, Sarah: McLuhan unter Palmen. Über Orte des Denkens, Sprechens und Handelns. In: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Jg. 14 (2022), Nr. 1, S. 125–139. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/18116>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - No Derivatives 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>



**SARAH SHARMA im Gespräch mit
JOHANNES BRUDER und NELLY Y. PINKRAH**

MCLUHAN UNTER PALMEN

Über Orte des Denkens, Sprechens und Handelns

Als am 17. November 2021, irgendwo zwischen Wien, Basel und Südkalifornien, unser Gespräch mit Sarah Sharma, Associate Professor für Medientheorie am Institute of Communication, Culture, Information, and Technology (ICIT) stattfand, war sie noch Direktorin des McLuhan Center for Culture and Technology an der Universität Toronto. Umgeben von der Dunkelheit, die über das winterliche Mitteleuropa hereingebrochen war, saßen wir vor den Bildschirmen, unsere Gesichter nur von der allzu vertrauten Zoom-Wonderwall beleuchtet. Von der anderen Seite lächelte uns Sarah an, im Hintergrund ein makellos blauer Himmel, kalifornische Palmen und ein Wohnwagen, der für ein Jahr *on the road* zu ihrem Zuhause geworden war. Sarah hatte uns vorgewarnt, dass sie auf Reisen sei und ihre Internetverbindung möglicherweise nur sporadisch funktionieren würde – wir wussten allerdings nicht, dass ihr Roadtrip durch Nordamerika auch das Ende einer anderen Reise markieren würde: Knapp eine Stunde vor dem Interview hatte der Newsletter des McLuhan Centers das Ausscheiden von Sarah Sharma als Direktorin angekündigt. Außerdem enthielt der Newsletter einen Verweis auf einen Sammelband mit dem Titel *Re-Understanding Media. Feminist Extensions of Marshall McLuhan* (hg. von Sarah Sharma und Rianka Singh), der im Juni 2022 bei Duke University Press erscheinen und damit das Ende von Sarah Sharmas fünfjähriger Tätigkeit an der Spitze des Centers markieren würde. Tadelloses Timing, dachten wir.

Johannes Bruder Sarah, wir haben vorab geschrieben, dass diese Ausgabe der ZfM darauf abzielt, die rassistischen Kontinuitäten in Narrativen, Methoden und Theorien der deutschen Medienwissenschaften oder der Medienwissenschaften im Allgemeinen zu thematisieren. Es geht uns darum, die blinden Flecken, die diese Kontinuitäten immer wieder hervorbringen, zu identifizieren und zu besetzen. Deine Arbeit ist dafür eine große Inspiration. In deiner McLuhan-Vorlesung 2017 in der kanadischen Botschaft in Berlin hast du McLuhans *Extensions of Man* neu interpretiert und eine andere Lesart

seiner Medientheorie angeboten. Dabei hast du die Aufmerksamkeit auf die Tatsache gelenkt, dass es ein bestimmter – *weißer*, männlicher – Körper ist, der erweitert wurde. Diese Arbeit hast du im Anschluss an ein Symposium mit einer Sonderausgabe des *Canadian Journal of Communication* (CJC) weitergeführt. In der Einleitung schreibst du, die Hälfte der Beitragenden habe betont, dass sie nicht als McLuhan-Forscher_innen gesehen werden möchten.¹ Wir waren fasziniert von der Art und Weise, wie du und andere Autor_innen sich dabei mit dem Kanon auseinandergesetzt und ihn erweitert und diversifiziert haben, anstatt ihn hinter sich zu lassen. Kannst du uns etwas mehr über diese Sonderausgabe erzählen und nochmals auf die Idee eingehen, McLuhan und seine Sicht der Medienwissenschaften neu zu lesen?

Sarah Sharma Ich werde oft gefragt, vor allem von Feminist_innen und *critical race scholars*: Wie kann man sich mit diesem rassistischen, frauenfeindlichen Wissenschaftler auseinandersetzen? Persönlichkeiten wie Kittler und McLuhan haben aus meiner Sicht ein Konzept von Medien und Technologie entwickelt, das uns etwas über die Gesellschaften lehrt, in denen wir leben. Das ist es, was ich in und durch ihre Texte lese, ein anderes Verständnis von sozialen und politischen Prozessen, vermittelt durch Medien und Technologien. Ich glaube, dass sie eine Auffassung von Technologie vertreten, die sogar die Kritik an ihrem Rassismus und ihrer Frauenfeindlichkeit erklärt. Darin sehe ich ein spezifisches Potenzial für eine feministische und antirassistische Kritik nicht nur an Gesellschaft und Kultur, sondern auch an der Medientheorie an sich. Das erklärt zum Teil, wie ich mit dem Kanon umgehe und wie ich mit McLuhans Theorie arbeiten kann. Ich versuche, sie direkt aufzugreifen und mich ihnen zu stellen. Es ist vielleicht hart, das so zu sagen, aber die Art und Weise, wie sie Technologie als Machtstruktur konzeptualisieren, ist etwas, das ich in anderen Arbeiten nicht immer sehe. Ich sehe keine Möglichkeit, soziale Unterschiede oder Ungleichheiten zu betrachten, ohne gleichzeitig über Technologie nachzudenken. Das ist es, was mich an der Arbeit dieser Autoren reizt – sie bietet eine rekursive Konzeption von Medien, welche selbst die Möglichkeitsbedingungen für kommunikatives Handeln, für Politik und für Kultur definiert. Für mich *sind* Kittler und McLuhan daher Theoretiker von Geschlecht, sie sind auch Theoretiker von *race*² – nur nicht in der Art und Weise, wie wir uns das wünschen würden. Aber ihre Texte enthalten Vorstellungen von *white supremacy*, vermittelt durch eine Vorstellung der Funktion von Technologie, in der all unsere Medien nicht einfach nur Erweiterungen des Menschen sind, sondern technologische Manifestationen der maskulinen Vorstellung von Dienstbarkeit und Nützlichkeit. Das ist eine sehr geschlechtsspezifische Vorstellung von Medien und deshalb könnte ihre Arbeit tatsächlich Dreh- und Angelpunkt für eine feministische Medienwissenschaft und auch für antirassistische Medienkritik sein. Es existiert eine große kulturelle Faszination für ihre Arbeit, nicht nur in den Medienwissenschaften und bei Menschen, die den Kanon kennen, sondern auch in der Tech-Industrie. Ich finde das Buch *What Tech Calls Thinking* von Adrian

¹ Sarah Sharma: Many McLuhans or None at All, in: *Canadian Journal of Communication*, Bd. 44, Nr. 4, 2019, 483–488.

² Wir verwenden in der Übersetzung das auch im Deutschen inzwischen geläufige Wort *race*, weil das Interview im Original auf Englisch geführt wurde und die Sprecherin aus ihrem spezifischen Kontext heraus spricht. Wir möchten dennoch darauf hinweisen, dass *race* nicht einfach mit «Rasse» zu übersetzen gewesen wäre, die zwei Begriffe nicht einfach austauschbar, sondern mindestens in ihrer jeweiligen Historizität und geografischen Bezüglichkeit zu befragen und einzuordnen sind.

Daub in der Hinsicht sehr aufschlussreich.³ Er zeigt, dass die Einstiegshürden in die Medientheorie ziemlich niedrig sind. Elon Musk ist ein Medientheoretiker. Jede_r ist potenziell ein_e Medientheoretiker_in. Wir sind hier mit einer besonderen Machtdynamik konfrontiert, die es so in anderen, traditionelleren Disziplinen an der Universität nicht gibt. Das macht es manchmal so frustrierend. Die Arbeit der kritischen, feministischen und antirassistischen Wissenschaft besteht darin, dort einzugreifen.

J.B. Wenn du davon sprichst, McLuhan neu zu lesen oder Medien neu zu verstehen – der Titel deines neuen Buchs lautet ja auch *Re-Understanding Media* –, was impliziert das? Im letzten Jahr haben wir uns im Critical Media Lab⁴ intensiv mit der Methode des *rewriting* beschäftigt: zwischen den Zeilen schreiben, die blinden Flecken besetzen, Subtext hinzufügen, annotieren. Ist das mit deiner Idee des *re-understanding*, wie es im Titel deines Buches heißt, kompatibel oder handelt es sich dabei um zwei völlig unterschiedliche Ansätze?

S.Sh. Ich würde sagen, dass *re-reading* oder *re-understanding* nicht unbedingt bedeutet, einen blinden Fleck zu besetzen. Es geht vielmehr darum, eine ursprüngliche, singuläre Erzählung zu betrachten und zu erkennen, dass McLuhan nicht über Arbeit, nicht über soziale Reproduktion und nicht über Geschlecht nachgedacht hat. Dafür ist in diesem Werk kein Platz. McLuhan hat wie viele andere patriarchale Männerfiguren diese universelle, maskuline Vorstellung vom Menschen und von den Auswirkungen der Technologie, eine Art große Erzählung und eine Vision der Welt. Blinde Flecken gibt es überall in seinem Werk und sie sind konstitutiv. Dadurch legitimiert er eine patriarchale Sichtweise von Technologie. Sein Denken zeigt, wie die soziale Ordnung mit bestimmten Arten der technologischen Kontrolle aufrechterhalten wird.

In Anlehnung an McLuhan wird es möglich, über verschiedene Arten von Beziehungen nachzudenken, die an bestimmte Medienkomplexe gebunden sind. Wenn man sich der Stoßrichtung des Texts bewusst ist, wenn man ihn als Kontext der uns bekannten Formen der Arbeit, der Mobilität, der Zeitlichkeit, der alltäglichen Rhythmen von Sozialität betrachtet, wird man sehen, dass McLuhans Medientheorie tatsächlich mehr als eine singuläre Konzeption des sozialen Wandels in Verbindung mit Technologie bietet. Unsere Technologien strukturieren Zeit, Raum und Mobilität auf eine bestimmte Art und Weise, die sich auf Gender-Fragen auswirkt, die Geschlecht und soziale Unterschiede konstruiert. McLuhan neu zu lesen bedeutet, dieses singuläre Narrativ, das von einer universalistischen, patriarchalen Mentalität getragen wird und völlig auf *Weißsein* zentriert ist, gegen den Strich zu lesen, um soziale Unterschiede zu erklären – etwas, woran McLuhan und Kittler nicht interessiert waren, obwohl in ihrem Werk durchaus Konzepte von *race*, von Technologie und von *Weißsein* vorhanden und mit einem singulären Begriff von Medien verbunden sind. Etwas, das wir in McLuhans Medientheorie aufgreifen könnten, ist, dass Dinge

³ Adrian Daub: *What Tech Calls Thinking. An Inquiry into the Intellectual Bedrock of Silicon Valley*, New York 2020.

⁴ Das Critical Media Lab ist Teil des Instituts Experimentelles Design und Medienkulturen an der Hochschule für Gestaltung und Kunst (Fachhochschule Nordwestschweiz). Zur Praxis des *rewriting* vgl.: The Mont Pelerin Rewrite: *Rewriting as Practice*, Beitrag zu *Anthropocene Curriculum Courses*, 24.1.2022, courses--ac-web.netlify.app/courses/communicating/rewriting-as-practice (26.01.2022).

wie Geschlecht, *race*, Sexualität und soziale Gerechtigkeit – *the terrains of struggle* – auch technologisch produziert werden. Das ist eine Sache, die mir sehr am Herzen liegt: McLuhans Texte geben Aufschluss über die Macht des Technologischen, die es potenziell möglich macht, die Dinge tatsächlich zu verändern. Wir müssen sie gerade darauf untersuchen, wie die darin enthaltene Definition von Technologie mit frauenfeindlichen und rassistischen Weltbildern verbunden ist. Wie man Technologie definiert, verrät viel darüber, wie Geschlecht, *race* und andere Formen sozialer Unterschiede konstruiert werden. Diese Art von Arbeit offenbart etwas, das von einer feministischen und antirassistischen Medienwissenschaft aufgegriffen werden muss – auch weil die Medienwissenschaften dafür mehr Potenzial haben als andere Disziplinen.

Nelly Y. Pinkrah Ich finde es nach wie vor unglaublich interessant, dass der Kybernetik-Diskurs in den 1940er und 50er Jahren unser Denken über die Kategorie des Menschen verändert hat. Ich beschäftige mich z. B. mit der Arbeit von Norbert Wiener, der viel über Sklaverei in ihren strukturellen Dimensionen sowie über eine bestimmte Vorstellung von Schwarzen versklavten Menschen als Maschinen und Waren nachgedacht hat, was sich zu Wieners Lebzeiten in Entwürfen für Maschinen niederschlug. Einerseits finde ich manche Formulierungen inzwischen problematisch oder vielleicht eher leichtfertig, andererseits verstehe ich einige dieser Strukturen und Machtverhältnisse mit Wiener besser. Ich frage mich, ob wir McLuhan oder Kittler (o.a.) von einer Verantwortung entlasten, wenn wir sie gegen den Strich lesen?

S.Sh. Ich glaube nicht, nein. Ihre Texte als Beispiele für die Macht der Technologie zu lesen, die soziale Welt zu bestimmen, bedeutet weder, sie von ihrer Verantwortung für diese Machtstrukturen zu befreien, noch ihre Position im Kanon zu zementieren. Ich bin nicht daran interessiert, McLuhan in irgendeiner Weise zu überhöhen. Hagiografie ist sowieso keine Wissenschaft. Ich gehöre nicht zu seinem globalen Fanclub, tatsächlich können seine Fans mit meiner Arbeit nichts anfangen. Aber es gibt Aspekte in McLuhans Werk, die für feministische Kritik und rassismuskritische Ansätze zu Technologie und Kultur wertvoll sein können. Was mich an der feministischen und antirassistischen Kritik einiger dieser Arbeiten oder an einer pauschalen Ablehnung nach dem Motto «Warum sollte ich diesen Kerl überhaupt lesen?» ein wenig frustriert, ist Folgendes: Wir sprechen immer über bessere Repräsentation und Diversität, die Politik der Inklusion und sogar die Grenzen der Repräsentation. Aber ich sehe in McLuhans Werk eine Art und Weise, über Technologie und Differenz nachzudenken, die die Grenzen der Repräsentation überwindet, gerade weil sein Werk nicht von einzelnen Identitätskategorien abhängt. Menschen, die sich für Identität und Differenz interessieren, haben große Probleme mit seinem Werk. Aber er sieht, dass die Technologie unsere Alltagsrealitäten und unsere sozialen Beziehungen verändert – und das hat mit Zeitlichkeit, mit Mobilität und mit Räumlichkeit zu tun. Wie wir uns architektonisch organisieren,

wie unsere Körper sich an Dinge anpassen, ob es nun ergonomische Stühle sind oder sperrige Telefone in unseren Händen, oder wie wir Wege finden, unter dem Radar zu fliegen: Technologie schafft neue physische Vorstellungen vom Menschen; sie definiert, was unsere Körper tun können – all das ermöglicht mir, darüber zu sprechen, wie Arbeit, Klasse und Geschlecht grundlegend technologische Kategorien sind. Es ermöglicht mir eine technologische Konzeption sozialer Identitäten zu denken, die nicht von repräsentativen Identitätsvorstellungen abhängig ist. Und damit kann ich über Machtstrukturen und ihre Auflösung nachdenken, ohne der Technikbranche auf den Leim zu gehen, wenn sie mehr Frauen integrieren will oder Mandate für Diversity und Integration schafft. Weil sich das alles auf der Ebene der Repräsentation und der singulären Identität abspielt, werden wir davon abgelenkt, über Beziehungen zwischen Technologie und Differenz nachzudenken, die tatsächlich materielle Auswirkungen und materielle Veränderungen zur Folge hätten. Eine solche technologische Konzeption von Identität und Differenz ist in McLuhans Theorie angelegt. Darin sehe ich das Potenzial. Mir wurde schon oft gesagt: «Du gestehst ihm zu viel zu, wenn du sagst, dass seine Arbeit dich dazu bringt, so zu denken». Und ich sage: Nein, es geht um ein bestimmtes Verständnis von Technologie, in dem Differenz kein Addendum zu Technologie ist. Es geht nicht um *gender and tech* oder *race and tech*; wir sprechen hier von einem umfassenderen, materielleren Verständnis davon, wie sich unser Leben rekursiv in Medien entfaltet.

N.Y.P. Wir sind vor allem daran interessiert, die Besonderheit der Medienwissenschaften als Institution innerhalb einer Institution zu untersuchen. Wie wirken Operationen und Protokolle der Institution auf die Medienwissenschaften ein, wie reproduziert die Disziplin problematische Strukturen? Im Call for Papers für diesen ZfM-Schwerpunkt sprechen wir von einem Widerspruch, der darin besteht, dass die Medienwissenschaften grundsätzlich über ein besonders gutes Repertoire an Werkzeugen verfügen, um selbstreflexiv zu sein; vielleicht wäre es besser, «sich ihrer selbst bewusst» zu sagen. Doch anstatt sich ihrer Instrumente zu bedienen, scheint es eine ausgeprägte, fast schon vorsätzliche Blindheit der Medienwissenschaften gegenüber ihrem eigenen Erbe und historischen Gepäck zu geben. Wir glauben, dass eine anti-rassistische Haltung und Praxis mehr erfordert als die Kritik am Kanon und seiner Geschichte oder Historizität. Es ist notwendig, die Aufmerksamkeit auf eine gesamte Wissenschaftskultur zu lenken, auf die Art und Weise, wie wir lehren und forschen, schreiben und lesen, einstellen und rekrutieren. Glaubst du, dass die Medienwissenschaften gut gerüstet sind, um das Terrain oder ein intellektuelles Umfeld für irgendeine anti-rassistische Kritik zu schaffen? Wie könnte diese Kritik zum Tragen kommen? Wo kann sie stattfinden?

S.Sh. Ja, das ist eine große Frage. Ich frage mich, ob da von den Medienwissenschaften etwas verlangt wird, das von anderen Disziplinen nur selten verlangt

wird, und ob das eventuell deshalb passiert, weil die Medienwissenschaften versuchen, sich als legitimes Studienfach an der Universität zu beweisen. Aber ich denke tatsächlich, dass die Medienwissenschaften durchaus in der Lage sind, etwas zu tun, das andere Fächer nicht können. Um noch einmal auf eure erste Frage zurückkommen: Die Sonderausgabe von CJC und der Sammelband sind eigentlich nur entstanden, weil ich damit zu kämpfen hatte, den physischen Raum des McLuhan Center zu übernehmen und zu halten. Es war absolut verrückt, als *brown woman* und Feministin in dieses Forschungsinstitut mit diesem Namen zu kommen und es zu übernehmen. Ich habe Hass-E-Mails bekommen, in denen es hieß: «Wir mögen Ihr feministisches und kritisches Programm nicht, Sie zerstören sein Erbe.» Diese Reaktionen sind ein Grund dafür, warum viele sich so sehr von seiner Arbeit distanzieren. Denn du kommst nicht umhin, dich auch mit seinen Jünger_innen auseinanderzusetzen. Viele Beitragende sagten während des Symposiums: «Ich bin kein_e McLuhan-Forscher_in», weil sie nicht mit diesem Fanclub und der Glorifizierung einer Figur in Verbindung gebracht werden wollten.

In *Re-understanding Media* gibt es fünf Seiten über meine Kämpfe, denn ich musste sie einfach teilen, zumindest im Namen des institutionellen Feminismus und um anderen zu helfen, die mit ähnlichen Dingen zu kämpfen haben, wenn sie neue Funktionen übernehmen. Ich hatte diesen kleinen Raum, der mit einem großen Namen verbunden war. Und die Ernennung zur Direktorin war nicht mit einem Gehalt oder viel institutioneller Unterstützung verbunden, weil ich für das kulturelle Kapital des Namens so dankbar sein sollte. Ich sollte es der Liebe zu den Medienwissenschaften wegen tun (das habe ich auch, aber darum geht es nicht). Ich wurde gebeten, mich um zusätzliche Mittel zu bemühen. Aber die Leute wollten nur in das Center investieren, wenn sie eine Gegenleistung bekommen: Sie wollten ihren Namen mit dem McLuhans verbinden; sie wollten meine Position oder eine andere Rolle als Vorsitzende_r oder CEO des Centers. Anfangs wollte die Verwaltung, der dieses Center angegliedert war, unbedingt, dass es von jemand anderem finanziert wird; sie wollten den Namen verwenden, um Spender_innen anzuziehen, und waren dann unheimlich frustriert, dass ich mich weigerte, mich auf die Charaktere einzulassen, die sich für das Center interessierten. Ich weigere mich, an Sitzungen mit lächerlichen Männern teilzunehmen, die sagen: Ich gebe euch fünf Millionen Dollar, wenn ihr den Namen ändert oder mir den Vorsitz überlasst. Dafür ist mir meine Zeit wirklich zu schade. Ich wollte mich auch nicht um eine Finanzierung durch Technologieunternehmen bemühen – das würde dem zuwiderlaufen, was dieser Raum meiner Meinung nach leisten kann und sollte. Das brachte mich in eine merkwürdige Position gegenüber der Universität, weil ich mich weigerte, mich auf diese Weise zu engagieren. Ich habe mich auch geweigert, Leute zu übernehmen, die schon vorher im Center waren und mit ihren rassistischen und sexistischen Bemerkungen andere davon hätten abhalten können, sich zu beteiligen. Manchmal habe ich

spontan und unangekündigt Besuch von Menschen bekommen, die mir von ihrer Theorie über Technologie erzählen oder einfach dort sitzen wollten, um die Wände zu berühren – als wäre der Raum mit dem Geist des Vaters der kanadischen Medienwissenschaften erfüllt. Das war schon seltsam – oft amüsant, aber auch verstörend!

N.Y.P. Wir sind dir wirklich sehr dankbar, dass du diese sehr persönlichen Erfahrungen mit uns teilst. An einer so geschichtsträchtigen Institution zu forschen und sich derart mit ihrem Erbe auseinanderzusetzen ist ja genau das, was uns interessiert: Kämpfe des institutionellen Lebens und die institutionellen Kulturen, mit denen wir uns auseinandersetzen müssen, um weiterzukommen.

S.Sh. Um ehrlich zu sein, hätte ich wahrscheinlich viele meiner Einsichten über Patriarchat und Technologie nicht gehabt, wenn ich nicht in dieser Position gewesen wäre. Es ist fast eine Art reflexives Wissen, das zustande kam, weil ich mich mit institutionellen Protokollen und mit Leuten auseinandersetzen musste, die von McLuhan hypnotisiert sind. Ich musste mich fragen: Was ist an dieser Medientheorie so unwiderstehlich für die patriarchale Figur? Woher kommt das Bedürfnis, McLuhans Theorien auf diese Weise zu vereinnahmen und zu beherrschen? Schließlich kennen wir alle die kritischen, viel differenzierteren Medienwissenschaften, die nicht im Entferntesten diese Wirkung entfalten. Ich sehe definitiv eine Verbindung zwischen dieser Art von hypnotisierter männlicher Faszination für McLuhan und der Art und Weise, wie die Tech-Industrie zu funktionieren scheint. Ich habe viel darüber nachgedacht, dass es sich dabei fast um so etwas wie den kleinsten gemeinsamen Nenner zwischen den Medienwissenschaften und Big Tech handelt. Ich schreibe gerade an einem Artikel mit dem Titel *Big Tech Feminism*, in dem ich behaupte, dass Frauen in der Tech-Branche im Moment nur ein Add-on für den patriarchalen Mann sind. Sie sind Werkzeuge für die Tech-Industrie, um auf die Forderungen nach Diversität und Inklusion zu reagieren.

J.B. Was ich an deiner Arbeit am McLuhan Center so inspirierend fand, ist die Art und Weise, wie du Kritik als eine Form von Care praktizierst; wie du in diesem fast heiligen Haus Raum für all die Menschen geschaffen hast, die nicht Teil des McLuhan-Fanclubs sind. Aber ich frage mich auch, ob diese Form der Kritik in anderen Fällen auch *zu* fürsorglich sein kann. Ich stelle mir oft auch die Frage, ob es Dinge gibt, welche die Wissenschaft nicht anfassen sollte, weil sie zu wertvoll sind oder weil sie vereinnahmt werden könnten ...

S.Sh. Ich mag die Frage – wenn ich dich richtig verstehe, sprichst du von einem Moment der Verweigerung oder von der Weigerung bestimmte Kämpfe unter dem Dach einer Universität oder einer Institution auszutragen. Ja, die Gefahr der Vereinnahmung ist immer da und es ist ermüdend, sich dagegen zu wehren. Trotzdem ist die Antwort: Ja, wir sollten tun, was wir tun können, um den

Rahmen der Institution zu nutzen. Die Universität ist nach wie vor ein wirklich attraktiver Ort, der in gewisser Weise mehr Schutz und mehr Ressourcen bietet als andere Orte – selbst wenn es sich nur um den physischen Raum handelt, nicht wahr? Eine Kollegin und Freundin von mir, Beth Coleman, ist die Gründerin des Black Research Network an der University of Toronto. Und jeder fragt: «Oh, sucht ihr Investor_innen?» Und sie antwortet: «Nein, zuerst suchen wir Räume, in denen wir uns treffen und unsere Arbeit machen können.» Das ist eine andere Art, darüber nachzudenken, welche Ressourcen notwendig sind. Es sind nicht notwendigerweise Fonds und Fördergelder, manchmal reichen scheinbar unbedeutende Dinge wie ein Raum, in dem man sich treffen kann. Ich kenne viele Leute, die mit Communitys außerhalb der Universität zusammenarbeiten, sie alle sind sich des Risikos der Vereinnahmung bewusst. Es ist ein ständiges Ringen und ein Kampf, den man weiterhin führen sollte. Ich würde auch sagen, dass diese Arbeit nicht unbedingt in der Weise anerkannt wird, wie die Institution klassisches Forschen anerkennt. Oder, sagen wir, die Institution wird eine bestimmte Art des *outreach* und bestimmte Personen anerkennen, aber nicht unbedingt die Leute, die die wirklich wichtige Arbeit machen. Trotzdem sollten alle, die diese Arbeit machen möchten, etwas riskieren und die Universität so gut wie möglich als Ressource und Möglichkeitsraum nutzen. Aber ich möchte eigentlich auch nicht zu inspirierend klingen. *The institution won't love you back.*

J.B. Nein, ich glaube, ich habe das Konzept verstanden: eine taktische Besetzung des Raums der Institution, aber auch der Prozesse, der Infrastrukturen und der Protokolle, die die Institution bereitstellt. Zwei Kolleginnen von mir, Jessika Khazrik und Solveig Qu Suess, erinnerten mich kürzlich an Michel de Certeaus Unterscheidung zwischen Strategie und Taktik oder zwischen institutionalisierten Machtverhältnissen und taktischen Interventionen.⁵ Diese ambivalente Beziehung zur Universität, die du hier auch ausführlich beschreibst, erinnert mich an diese Unterscheidung und die damit verbundene Subjektposition.

S.Sh. Um ein Beispiel zu nennen: In einer Fakultät, mit der ich assoziiert bin, gab es in letzter Zeit viele Rassismusevorfälle. Die Studierenden haben sich daraufhin organisiert und viele von uns haben sich auf ihre Seite geschlagen. Im Endeffekt fühlte es sich aber wie eine monumentale Verschwendung von Energien und Ressourcen an. Die Studierenden hatten sich an den Chief Academic Officer der Universität gewandt; der reagierte im Sinne der Verwaltung: Er veranstaltete Meetings, berief Arbeitsgruppen ein, gründete eine DEI-Initiative (Diversity, Equity, Inclusion) und stellte eine *person of color* ein, die Rassismusevorfälle untersuchen und sich mit Lehrkräften of Color treffen sollte. Aber einige von uns weigerten sich, daran teilzunehmen, weil es für BIPoC-Menschen nichts Schlimmeres gibt, als dabei zuzusehen, wie *weiße* Menschen Rassismus verarbeiten. Wenn ich darüber nachdenke, welche Art

⁵ Michel de Certeau: *Kunst des Handelns*, Berlin 1988.

von Arbeit ich an der Universität machen will, dann gehören DEI-Initiativen garantiert nicht dazu. Aber wenn es sich um etwas handelt, das Menschen gemeinsam schaffen – wie z. B. meine Kollegin Beth Coleman mit dem Black Research Network –, dann ist das etwas anderes. Was du gerade über kritische Care-Arbeit gesagt hast, die Frage danach, was abgelehnt werden sollte und worauf wir unsere Aufmerksamkeit richten sollten, hat mich an diesen Vorfall erinnert. Ich denke, die kritische Care-Arbeit an Prozessen und Protokollen, die von der Institution eingeführt wurden, ist eine Arbeit, die wir anderen überlassen sollten.

M.Y.P. Danke, Sarah, das trifft den Kern vieler Gespräche, die ich gerade führe. Ich hatte dir von dem Ende 2020 gegründeten Forum Antirassismus Medienwissenschaft (FAM) erzählt. Wir haben auch darüber geredet, wie man sich diesen sogenannten DEI-Initiativen widersetzen kann – oder sich zumindest weigern kann, Teil von schrägen Managementstrategien zu werden, die darauf abzielen, Fakultäten irgendwie <vielfältiger> zu machen. Dabei kann es nicht ausschließlich um Repräsentation gehen, die zu (neoliberalen) Pseudo-Transformismus verkommt, der lediglich das Image der Institution aufpolieren soll. Wie können wir einen Raum schaffen, um die Institution neu zu gestalten, miteinander, ohne uns diesen neoliberalen Strukturen anpassen zu müssen?

S.Sh. Ich denke, das bringt uns zurück zur Frage, worauf die Medienwissenschaften achten sollten, wenn sie selbstreflexiv sein wollen. Wenn man über DEI nachdenkt: Mehr Frauen in die Tech-Branche zu holen oder mehr *people of color* einzustellen, um herauszufinden, wie rassistisch die Organisation wirklich ist, macht Menschen zu Werkzeugen des Unternehmens oder der Institution. Menschen als Tools oder als Medien der Repräsentation zu verstehen ist im Kontext einer medien-, kommunikations- oder informationswissenschaftlichen Fakultät einfach nur widersprüchlich – es bringt uns in eine Zwickmühle. Aber die Medienwissenschaften ermöglichen es, das zu kritisieren. Jetzt habt ihr mich angefixt, können wir bitte ein Institut für Medienwissenschaften gründen, das sich auf diese Fragen konzentriert?

M.Y.P. Auf jeden Fall! Im Rahmen neoliberaler Strategien der Diversifizierung werden mehr nicht-weiße Menschen eingestellt, viele von ihnen kommen aber in Räume, die nicht für sie gemacht sind – sogar in eine Institution, die einfach nie für sie bestimmt war oder für die sie nicht bestimmt waren. Ich habe in meinem bisherigen Studium so viele Texte von Autor_innen gelesen, die tatsächlich einfach nicht für mich, für einen Körper wie meinen, geschrieben haben. Das klingt pathetisch und ist natürlich komplex. Auf der anderen Seite wurden Vorschläge, einen <nicht-westlichen> aktuellen Text in einen Kurs zu inkludieren, und zwar in einer Kultur- oder Sozialwissenschaft, belächelt. Als Lehrende wurde ich durchaus von Studierenden

schon abgewiesen oder zumindest in Frage gestellt: d. h. mein Wissen, meine Stimme, meine Expertise. Hast du solche Erfahrungen gemacht, und wenn ja, wie bist du damit umgegangen?

S.Sh. Ich glaube dir das sofort, Nelly. Ich habe Ähnliches erlebt, als ich an der University of North Carolina anfang, das war 2006, also vor langer Zeit. Und ich habe in Deutschland gearbeitet und Vorträge vor einem Meer von *weißen* Studierenden gehalten – ich war die ganze Zeit extrem nervös. In Toronto und am McLuhan Center hatte ich vor allem mit wütenden alten Männern zu tun – da war immer dieses Gefühl, nicht legitim zu sein. Ich habe mich gefragt: Wer bist du? Und was machst du hier? Bin ich ein *proxy*? Fühlt sich Repräsentation, fühlen sich Diversität und Inklusion immer so an? In einer solchen Situation kann es von Vorteil sein, das alles in anderer Form schon mal erlebt zu haben: Professor_innen gehabt zu haben, die nicht im Entferntesten aussehen wie du und die deine Erfahrungen mit *race* und Klasse nicht teilen. Aber das grundsätzliche Problem wird nicht im Seminarraum gelöst – es ist kontextspezifisch, stadtspezifisch, institutionenspezifisch. Ich verlasse das McLuhan Center, um die Leitung des ICCIT zu übernehmen. Es handelt sich dabei um ein Programm, das sozusagen am Rande der Universität angesiedelt ist und eine der vielfältigsten Studierendengruppen hat, die man sich vorstellen kann. Mittlerweile bin ich natürlich auch etwas älter als 2006 in North Carolina und für die Studierenden wahrscheinlich so etwas wie ihre verrückte Tante. Sie teilen ihr Leben mit mir und helfen mir dabei, Technologie noch besser zu verstehen. All das ist Teil des Rückbaus der *weißen* patriarchalen Tech-Kultur. Das macht mich glücklich! In North Carolina war ich Professorin für Kommunikationswissenschaften und habe vor allem Studierende ausgebildet, die Medienkritik betreiben konnten. Am ICCIT befassen wir uns mit Design, mit *social coding*, mit *tech writing*, mit quantitativen und qualitativen Methoden, und wir lehren Kritische Medientheorie – allerdings für Studierende, die davon träumen, in der Technologiebranche zu arbeiten. Ich denke, darin liegt ein Teil meiner Hoffnung, für mich persönlich und vielleicht für die Medienwissenschaften im Allgemeinen.

J.B. Ja, ich kann dieses Gefühl recht gut nachvollziehen. Ich unterrichte in erster Linie Künstler_innen und Designer_innen, aber ich hatte auch die Gelegenheit, zukünftige Ingenieur_innen an der ETH in Zürich zu unterrichten, und das war eine sehr lohnende Erfahrung. Vielleicht ist das die zukünftige Aufgabe der Medienwissenschaften, und ich denke, deine Arbeit zeigt, wie es sein könnte. Was bedeutet es für dich, die Denkweise von Menschen beeinflussen zu können, die potenziell bald das gestalten und produzieren, was wir normalerweise kritisieren?

S.Sh. Ich finde ihre Einsichten in Diskussionen zum Teil tiefgreifender, weil sie einen anderen Blick auf Technologie haben und Medientheorie anders lesen. Es ist ein Geben und Nehmen. Für mich, die hauptsächlich denkt und

schreibt, ist dieser andere Blick auf Medien und Technologien sehr instruktiv. *Speculative design* ist in dieser Hinsicht einer der interessantesten Praxisbereiche, mit denen ich mich beschäftigt habe. Die Macht der Medien und der Technologie oder die Erkenntnis, dass verschiedene Technologien bestimmte Arten von sozialen Charakteren schaffen – ist das nicht genau das, worüber Menschen, die in die Welt hinausgehen und entwerfen, die produzieren, Bescheid wissen sollten? Ich will damit nicht sagen, dass das Unterrichten von Ingenieur_innen und Designer_innen eine aktivistische Praxis ist. Allerdings sind Medien auch ein Praxisfeld – die Tech-Industrie zu kritisieren ist nicht alles, was wir tun können. Wir sollten mit den Menschen arbeiten, die diese Branchen bevölkern.

J.B. Ich habe mich eben gefragt, ob du uns gerade eine Alternative oder vielmehr eine ergänzende Praxis zu der derzeit sehr prominenten Idee des akademischen Aktivismus beschrieben hast. Sie zielt nicht auf Systeme ab, die bereits Bestand haben, sondern auf die Praktiken von Menschen, die potenziell dystopische Zukünfte gestalten. *Tech imaginaries* regieren uns ja bereits in der Gegenwart und die Kritik von Medien- und Kommunikationswissenschaftler_innen kommt gefühlt immer zu spät. Es leuchtet mir ein, sich mit der Pädagogik als unmittelbarer Intervention zu befassen.

S.Sh. Ja, dem würde ich zustimmen.

J.B. In diesem Zusammenhang habe ich eine Frage, die du nicht beantworten musst, weil sie sehr heikel ist. Sie dreht sich um *safe spaces* bzw. darum, ob der Seminarraum ein sicherer Raum sein kann und soll. Womit können wir Studierende konfrontieren und was sollten wir ausschließen? Bei dieser Frage geht es offensichtlich nicht darum, Ingenieur_innen und Designer_innen Medientheorie beizubringen, sondern darum, sie mit diesen potenziell traumatischen *tech imaginaries* und anderen gewalttätigen Realitäten zu konfrontieren, um eine Art Gegenwissen zu generieren. Wie gehst du damit um?

S.Sh. Schwierig. Mein Partner und ich sprechen immer wieder darüber. Wir lernen ständig dazu, aber meist auf die harte Tour, wenn etwas schief läuft. Die Erwartung, dass eine kritische, feministische, queere, antirassistische Professorin all das ohne Probleme managen kann, macht es nicht leichter. Da ich dieses Jahr im Sabbatical bin, ziehen mich meine Freund_innen an der Universität immer damit auf, dass sie mir eine Slideshow mit Wörtern und Themen zusammenstellen, die ich nicht mehr oder wieder benutzen oder ansprechen darf. Und das sind meine queeren und feministischen Freund_innen, die sich über unseren techno-sozialen Kontext lustig machen. Sie machen sich darüber lustig, dass ich ein Jahr lang all die Dinge verpassen werde, die gecancelt wurden – all die Dinge, die ich nicht sagen darf und nicht lesen kann. Aber Spaß beiseite, für mich geht es in der Cancel-Culture-Debatte nicht primär um

die Frage, auf welcher Seite du stehst. Die Debatte an sich gibt Aufschluss über eine bestimmte Art von techno-sozialer Subjektivität. Bei Cancel Culture handelt es sich auch um ein mediales Phänomen, das sich fortlaufend entwickelt und verändert. Wo wir jetzt so darüber sprechen, könnte ich mich eigentlich aus dieser unbequemen Frage herausreden, indem ich daraus eine Forschungsfrage mache: Wie hängt das Phänomen Cancel Culture mit unserem technologisch-sozialen Kontext zusammen bzw. wie bringt unser technologisch-sozialer Kontext dieses Phänomen hervor?

J.B. Ja, vielleicht sollten wir uns wirklich darauf fokussieren, Praktiken des Engagements und der Verweigerung zu analysieren, um unseren techno-sozialen Kontext besser zu verstehen. Ich fand Joshua Neves Text «Technology and Pharmacology» für den *Heliotrope*-Blog wirklich inspirierend in dieser Hinsicht.⁶ Ich habe ihn als eine Aufforderung an die Medien- und Kommunikationswissenschaft gelesen, grundlegender über die Medienpraktiken nachzudenken, die *environmental media* und logistische Medien hervorrufen. In einem Buch, das er gemeinsam mit Aleena Chia, Susanne Pasonen und Ravi Sundaram verfasst hat (derzeit *under review* bei Meson Press/University of Minnesota Press), behandeln sie ein breites Spektrum von Themen: Pornografie und Sucht, Kurzvideoästhetik und politische Mobilisierung, luzides Träumen und Neuro-Hacking, das Mainstreaming intelligenter Technologien und kognitives Enhancement. All dies sind taktische Antworten auf die Medienbedingungen, mit denen wir konfrontiert sind und die wir mitproduzieren. Ich denke auch an die Pandemie, als vor allem Studierende auf virtuelle Räume angewiesen waren, da andere – mehr oder weniger – heterotopische Gemeinschaftsräume verschwanden. Es war, als würden wir darauf vorbereitet werden, wie sich ein Metaverse anfühlen könnte. Wir haben in diesen Räumen gelebt und gearbeitet und fühlten uns dabei beobachtet und überbelichtet, was zu sehr viel Angst und einem Meer von schwarzen Quadraten bei Zoom-Calls geführt hat. Irgendwie habe ich dabei den Überblick darüber verloren, wie einige meiner Student_innen auf diese Entwicklung reagieren. Ich sehe zwar, was sie tun, aber ich habe das Gefühl, dass mir die politischen Subjektivitäten, die sich daraus entwickelt haben, zum Teil unzugänglich sind.

S.Sh. Das lässt mich darüber nachdenken, wie diese Selbstreflexivität und diese rekursive Beziehung zur Technik Gegenstand einer tiefgreifenderen Auseinandersetzung in den Medienwissenschaften werden könnte. Was passiert, wenn wir anfangen, über Identität, Sexualität und die Performance des Selbst als technologisch vermittelte Prozesse nachzudenken? Wenn wir die Verbreitung von Identitätskategorien im Zusammenhang mit dem Wuchern von neuen Medien denken? Wir können sie feiern, andere können sie verunglimpfen, aber in jedem Fall gibt es eine Art technologische Bedingung der ständigen Fähigkeit oder Unfähigkeit, sich zu verändern und zu wandeln. Ich

⁶ Joshua Neves: Technology + Pharmacology: Notes on Current Research, Eintrag im Blog *Heliotrope*, 15.9.2021, heliotropejournal.net/heliotrope-technology-pharmacology (14.1.2022).

musste gerade an einen Abend im McLuhan Center denken, als Sandy Stone und Cass Adair über Momente sprachen, in denen sie ihre Trans-Identitäten mit Medientechnologien in Verbindung setzten. Wir haben das damals nicht ausdiskutiert, aber es war relativ offensichtlich, dass sie Medien in ihrer Arbeit und Selbstwahrnehmung als Umwelt begreifen. Es war inspirierend, sie über sich selbst als soziale Medienfiguren sprechen zu hören. Sandy Stone erzählte von einem wichtigen Buch, auf das sie gestoßen war, und Cass Adair versorgte uns mit Geschichten über seine Beziehung zum Internet und wie diese ihn zu dem gemacht hat, was er jetzt ist. Ich fand das damals schon eine treffende medientechnologische Erklärung für die sich verändernde Beziehung zum Selbst, eine andere Version von *medium as a message*. Sandy verbringt keine Zeit mit Twitter und all diesen Dingen und hat eine andere Art der Verankerung ihrer Identität, die aber immer noch auf medialer Kommunikation basiert. Diese neuen sozialen Charaktere sind Spannungsmomente, die wir verstehen lernen müssen. Wenn ich Medienwissenschaftler_innen auf Twitter sehe und den Impuls zur Produktivität oder Selbstdarstellung, denke ich: Weißt du, dass es eine Medientheorie gibt, die erklärt, was du gerade tust, und wenn ja, warum tust du es trotzdem?

N.Y.P. Da wir jetzt auf Twitter zu sprechen gekommen sind, möchte ich gerne noch mal auf die Idee des akademischen Aktivismus zurückkommen. Ich frage mich, was das eigentlich bedeutet? Und wer in der Wissenschaft das Label <Aktivist_in> für sich beanspruchen kann? Es scheint viele Leute zu geben, die die <richtigen> Themen wollen, aber Angst vor richtigen Aktivist_innen haben – oder eben vor Veränderung. Dekoloniale Theorie z.B. ist seit einiger Zeit ein heißes Thema; ein Thema, das vielfältige Karrieren macht. Aber es ist auch ein Thema, das von Personen vereinnahmt wird, die schon lange an der Akademie etabliert sind. Was bedeutet das für die dekoloniale Theorie, für den Aktivismus oder vielleicht sogar für Menschen, die außerhalb der Universität Dekolonialität praktizieren?

S.Sh. Darüber habe ich noch nicht allzu viel nachgedacht. Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, damit es nicht falsch klingt. Aber ich glaube, es gibt eine künstliche Angst davor, was die Universität mit einer_einem machen könnte, vor allem, was sie für eine_einen tun könnte. Ich glaube, die Universität kümmert sich nicht wirklich um uns. Man muss sich mit den Risiken der Vereinnahmung auseinandersetzen. Es ist wie bei jeder anderen Institution oder disziplinarischen Einrichtung, die Macht hat. Und ich glaube auch nicht, dass die Universität der Ort ist, an dem wir all unsere anderen Probleme lösen.

N.Y.P. Ich habe den Begriff ins Spiel gebracht, weil ich ihn kürzlich auf einem Workshop hörte. Die Leitung bezeichnete sich als aktivistische Akademikerin. Ich könnte oder würde die Bezeichnung für mich nicht reklamieren.

S.Sh. In gewisser Weise stimme ich dem auch zu, ja. Ich würde dieses Wort nicht für mich selbst verwenden oder es für mich in Anspruch nehmen, denn so habe ich nie gedacht oder geschrieben. Und auf eine Weise sind Aktivismus und eine Anstellung an der Universität oder Institution auch inkompatibel. Akademiker_innen organisieren sich, aber viele von ihnen haben ein Gehalt, eine Anstellung, ein privilegiertes Maß an Schutz und Sicherheit und Zugang zu Ressourcen. Deshalb ist es irreführend, diese Formen von Organisation mit Aktivismus außerhalb der Universität gleichzusetzen. Unsere Arbeit und unsere Aktionen haben sicherlich Auswirkungen. Dinge können aktiviert werden, wir können Arbeitsbedingungen für andere verändern, andere schützen und uns immer an der Vorstellung einer besseren Universität orientieren. Aber ich würde dieses Label auch nicht für mich reklamieren. Immerhin sitze ich hier gerade unter Palmen.
